

Prof. Dr. Eduard Stäuble

## Laudatio auf Albert Bächtold

### I.

Härr Bürgermeischter!  
Mini Dame und Härre!

Wenn i jetz ganz stiiächt sii wetti, so müesst i mini Aasprooch eigetli im Dialäkt halte. No denn wär si üsem hüttige Priisträger und sim Wärk aapasst. Aber Si müend kei Angscht ha, i mach es nöd. Und zwor us drei Gründ: Erschtens wött i jo, daß Si mi alli do i dem Saal ine vestönd; und i glaube, do demit wörs woorschinli e bizzli hapere, wenn i bi mim Sanggaller Dialäkt bliibe wör.

Und gsehnd Si, da isch min zweite Grund: Min Sanggaller Dialäkt wär jo doch nöd ganz stiiächt – wenn scho, denn müeßt i im Albert Bächtold sim Chläggauer Dialäkt rede, und da wör mer fascht schwärer falle als Französisch oder Italienisch.

Und drittens: I tenk, de Albert Bächtold wert denn sälber i siner Heimatsprooch öppis säge, und denn ghööred Si, wie sini Chläggauer Mundart richtig töönt.

### II.

Meine Damen und Herren!

Ich freue mich, im Namen unseres Preisgerichtes die Verleihung des Bodensee-Literaturpreises 1966 an den Klettgauer Mundartdichter Albert Bächtold vor Ihnen begründen zu dürfen. Indem wir diesen Preis heute Albert Bächtold überreichen, ehren wir einen Dichter, der aus einer westlichen Grenzgegend unseres Bodenseeraumes stammt, aus dem schaffhausischen Klettgau.

Dort, in Wilchingen, einem der schönsten und stattlichsten Schaffhauser Dörfer, wurde Albert Bächtold vor 75 Jahren, am 3. Januar

1891, geboren. Sein Bürgerort ist Schleithem. Die Bächtolds sind eine uralt eingeseessene Familie der Schleithemer Gegend. Sie sind im Jahre 1310 erstmals nachgewiesen als »talslaite vo Slate«.

Wenn man Albert Bächtold nach seinem Lebenslauf fragt, muß man darauf gefaßt sein, daß er einem antwortet: Wann und wo ein Dichter geboren sei und gelebt habe, sei Schulmeisterquatsch; wichtig sei allein das, was er geleistet habe.

Daran mag manch Wahres sein; aber gerade im Blick auf Albert Bächtold selber möchte man daran zweifeln und ausrufen: »Hier irrt Goethe!« Denn bei Albert Bächtold sind Leben und Werk so eng miteinander verbunden, daß sich das eine ohne das andere kaum denken läßt. Im Grunde ist es nur ein Leben, das er erzählend gestaltet hat: sein eigenes. Und nur ein Mensch, den er auf den oft verschlungenen Wanderpfaden seiner Romanfiguren sucht: sich selber.

In seinen Erzählungen spiegelt sich im Grunde sein eigener Weg. Nicht in einem vordergründig biographischen, sondern in einem dichterisch vertieften Sinne. Es ist wenig Erfundenes in diesem Werk, es ist fast alles Erfahrung. Dieses Werk hat nichts künstlich Zurechtgezimmertes an sich. Bächtold baut nicht nach allen Regeln der Kunst Handlungen auf, die auf einen pointierten Ausgang hin gespannt und spannend sind. Er verweilt gerne beim einzelnen Bilde, bei der einzelnen Szene, beim einzelnen Gespräch und gestaltet alle Einzelheiten zu kleinen Kabinettstücken aus. Er ist ein Erzähler im Ursinn dieses Wortes. Er zählt her, zählt nacheinander auf, was war und was ist. Er reiht erzählend Erlebnis an Erlebnis, Beobachtung an Beobachtung, Erfahrung an Erfahrung, Einsicht an Einsicht.

Einer meiner Freunde pflegt Bächtold den »Klettgauer Homer« zu nennen. Damit ist keine literarische Wertung gemeint, sondern eine Charakterisierung im Sinne der Poetik. Sie trifft insofern haargenau zu, als sie das typisch Epische des Bächtoldschen Werkes kennzeichnet. Er ist seinem Wesen und Schreiben nach der Epiker im klassischen Sinne dieses Begriffs. Wenn er zu erzählen beginnt, wächst alles zu epischer Breite aus. Er schafft aus einer Überfülle der Details. Er hat den langen Atem des Epikers, einen wahrhaft homerischen Atem. Ein zehnbändiges, über dreitausend Seiten starkes Gesamtwerk zeugt davon.

Albert Bächtold verbrachte seine Jugend im Klettgau. Sein Vater, Lehrer in Wilchingen, ist früh gestorben. Albert Bächtold war damals drei Jahre alt. Es war die Mutter, welche ihre fünf Kinder ganz alleine aufzog. In seinem Buch »De Hannili-Peter« hat Albert Bächtold dieser tapferen Frau ein unvergänglich schönes Denkmal gesetzt; »De Hannili-Peter« ist nicht nur das kostbare Buch einer Kindheit und Jugend, sondern ebenso sehr eines der schönsten Mutter-Bücher.

Mit fünfzehn Jahren kam Albert Bächtold ans Schaffhauser Gymnasium, wo er sich zum Lehrer ausbildete. Zwei Jahre lang wirkte er hernach als junger Lehrer in einer Randen-Gemeinde. Dann, im Jahre 1912, brach er aus der engen Heimat aus und zog nach Rußland, wo er als Hauslehrer »und anderes« tätig war. Er erlebte dort noch die zaristische Vorkriegszeit, die Zeit des Ersten Weltkrieges und den Ausbruch der Revolution.

1918 in die Schweiz zurückgekehrt, entfaltete er zunächst eine rege Vortragstätigkeit über Rußland und die Rußlandsschweizer. Diese Tätigkeit führte ihn auch nach Amerika, wo er sich dann dem Kaufmannsberufe zuwandte. Durch seinen Fleiß und seine Geschäftstüchtigkeit wurde er dabei ein recht wohlhabender Mann; auf seinem Bankkonto stand schließlich eine ansehnliche sechsstellige Zahl. Er war, wie man so sagt, auf dem Wege zur ersten Million. Auf einen untauglichen Ratschlag hin ließ er sich in ein großes Aktiengeschäft ein, bei dem er sein ganzes Vermögen einbüßte. Das war Ende der zwanziger, anfangs der dreißiger Jahre.

Bächtold war vierzig Jahre alt. Es begann die Zeit der großen Weltwirtschaftskrise. Ein Vierzigjähriger hatte es angesichts der zunehmenden Arbeitslosigkeit schwer, eine neue Stelle zu finden. Mit leeren Taschen stand Albert Bächtold in Zürich auf der Straße.

Er begann für Zeitungen zu schreiben. Es war vor allem Edwin Arnet von der »Neuen Zürcher Zeitung«, der Bächtolds Erzähl- und Schreibbegabung erkannte und ihm Hilfe, Unterstützung und Ermunterung angedeihen ließ.

Die Tagesschreiberei vermag Bächtold aber auf die Dauer nicht zu befriedigen. Er beginnt Geschichten zu schreiben, hie und da auch eine im Dialekt. Dann nimmt er einen Roman in Angriff – hochdeutsch.

Der Zürcher Dichter Rudolf Jakob Humm (er erscheint in Bächtolds Erinnerungen unter dem Namen Carolin) lädt ihn ein, in einem Kreise geladener Freunde aus seinen Werken vorzulesen. Er beginnt mit schriftdeutschen Geschichten. Dann, nach einer Pause, fragt einer der Zuhörer: »Händ Si ka Dialäktgschicht bin Ene? Läsed Si doch ase aani vor.« Und er liest, eher etwas widerwillig und widerstrebend, eine Mundartgeschichte vor. Wie er damit zu Ende ist – »goht en Haloo loos i däre Stube inne: Jaa aber Räbme, wo händ Si dän Iiri Ohre? Da isch di rächt Musik zu Irem Tägscht.«

Räbme: Peter Rebmann, so nennt sich Albert Bächtold in seinen Büchern. »Bächtold, Si tööred nie nüüt anders me schriibe! ... Si mönd Dialäkt schriibe, Si mönd!« So tönte es einhellig aus dem Zuhörerkreis.

Er empfand es zunächst gar nicht als ein freundliches Urteil, im Gegenteil, eher wie ein Todesurteil nahm er es hin. Er wollte sich nicht zum »Chilbischriiber« degradieren lassen. Nie und nimmer wollte er Dialektschriftsteller werden. Lieber hängte er den ganzen Plunder an den Nagel.

Ein viertel Jahr lang konnte er keine Zeile mehr schreiben, kein Buch, überhaupt nichts Gedrucktes mehr zur Hand nehmen. »Fascht vergräblet bin i.« Das Problem quälte und beschäftigte ihn Tag und Nacht. Dialekt oder Schriftdeutsch? Verbissen setzte er sich mit dieser Frage auseinander. – »Bis mer dän s'Liecht ufggange ischt, bis i gmerkt ha, i däre verachtete Döörfflisprooch liged jo Schätz begrabe, Schätz!«

Und er setzt sich hin und schreibt sein erstes Dialektbuch. »De Tischtelfink« – »e Räje Gschichte und Gschichtli, e Bilderbuech. Aber i ha Freud ghaa draa« – gesteht Bächtold –, »wil i nämli ob däm Schriibe d Aentecking gmacht ha, da me auch im Dialäkt alls cha säge, läbiger und bodeschtändiger sogaar wede i der Schriftsprooch. Und da am nüüt eso a d Haamet bindt, we wä me sich mit der Haametsprooch abgiit. Tiräkt e Liideschaftt isch da woorde für mich, ufs Land use z goh und die Schätz a Worte, Gschichte und Anekdoote und Schicksaal, wo no bin aalte Lüüte z finde sind, uftschööbered und i da Buech ie z too oder für e spöötters ufzbewahred.«

So entstand das Manuskript zum »Tischtelfink«, diesem präch-

tigen Geschichten- und Bilderbuch aus seiner Klettgauer Heimat. »Der ander Wäg« – so lautet der Titel von Bächtolds neuntem Buch –, der andere Weg war gefunden, die Entscheidung war gefallen.

Der einst wohlbegüterte Kaufmann, der alles verloren hatte und seinen Weg als Schriftsteller suchte, hatte seinen wahren Beruf gefunden, und er war bereit, die schwere Aufgabe auf sich zu nehmen und der Dichter seiner Klettgauer Heimat und seiner Klettgauer Sprache zu werden.

Albert Bächtold hatte einen schweren Schicksalsschlag hinter sich und einen noch schwereren Schicksalsweg vor sich: den Weg des Mundartschriftstellers. – Die Tragödie begann.

### III.

Von Verleger zu Verleger flog der gute »Tischtelfink«, und von Mal zu Mal kam er mit lahmeren Flügeln zurück.

Ein Dialektbuch von einem unbekanntem Autor? Geschichten in einer Sprache, die nur eine Handvoll Leute redeten und verstanden? Wer wollte dieses sichere Verlustgeschäft wagen!

»Uesi Läser wönd kani Dialäktbüecher, da isch z müesam, mi chunt nid vürsi«, hieß es. Und Bächtold dachte bei sich selber: »Aenglich, Französisch, Italiäanisch oder Russisch, da macht ene ka Müe, aber d Muetersprooch!«

Ein Verleger verlangt eine Garantiesumme von zweitausend Franken – »vo amm, wo nit emol gnueg z ässe gha hät!« – und überdies noch 500 Subskribenten, dann wolle er sehen ...

Und selbst der Steuervogt hielt ihm eine Moralpredigt über die Pflichten eines rechten Bürgers: »Schaffed Si öppis! Sueched Si en Arbet! Da isch doch ka Beschäftiging! Dialäktschriftsteller –!«

Aber schließlich erscheint das Buch doch, 1939, im Jahre der Schweizerischen Landesausstellung, im Jahre des Kriegsausbruchs, als man sich in der bedrohten Schweiz der kulturellen Eigenart und Eigenständigkeit wieder klarer bewußt wurde und neben der militärischen Landesverteidigung auch die geistige wieder stärker in den Vordergrund trat.

Das Buch fand recht gute Aufnahme. Wer Ohren hatte zu hören,

der horchte auf, als der Gesang dieses Klettgauer »Tischelfinks« erstmals ertönte. Ermutigt durch den schönen Erfolg, war der Verlag bereit, weitere Werke Bächtolds herauszugeben. Bächtold geriet nicht in Verlegenheit. Vier Bände hatte er geschrieben, bevor als erster der »Tischelfink« erschien. So konnte nun Jahr um Jahr ein neues Werk von ihm herauskommen:

1940 »De Hannili-Peter«, die wunderschöne Geschichte seiner Klettgauer Kindheit und Jugend.

Ihm folgte 1941 »De goldig Schmid«, worin er die Rückkehr eines reichen Mannes aus Amerika in seine Heimat schildert. Großspurig stiefelt er im Dorf herum, bis er schließlich im Armenhaus endet. Der Roman wurde mit dem großen Preis der Büchergilde Gutenberg ausgezeichnet.

Nach kurzer Pause, 1944, das vierte Buch: »Wält uхни Liecht«, das Leben in einer Augenklinik. Auch hier steht eigenes Schicksal im Hintergrund.

1947 erscheint »De Studänt Räbme«, Bächtolds Geschichte seiner Schaffhauser Gymnasial-Jahre.

1951 überrascht Bächtold seine Leser mit einem gewaltigen Wurf, mit einer seiner imposantesten Leistungen: In zwei Bänden, unter dem Titel »Pjotr Ivanowitsch«, erzählt er die Erlebnisse des jungen Schweizer Lehrers Peter Rebmann in der Zeit vor und während der Revolution in Rußland – ein weiteres Stück Lebensgeschichte; aber darüber hinaus weit mehr: ein Stück Weltgeschichte.

Nur zwei Jahre später, 1953, findet die Lebenserzählung ihre Fortsetzung im Buch »De Silberstaab«, die Rückkehr des Rußlandschweizers in die Heimat und sein Auszug nach Amerika, wo er sein Glück macht.

Nach den Jahren des Reichtums die Jahre der Armut, die Jahre des Ringens um den andern, den neuen Weg, die Zeit der schweren Zürcher Jahre nach der Rückkehr aus Amerika, die Zeit des Durchbruchs zum Dialektschriftsteller, dargestellt im Buche »De ander Wäg«, 1957 erschienen.

Und dann sein zehnter, bisher letzter Band »D'Haametstimm«, 1962 herausgekommen: Der alternde, weise gewordene Peter Rebmann kehrt für eine Zeit in seiner Klettgauer Heimat ein, im Dorfe

seiner Kindheit und Jugend, und hält Rückschau auf sein bewegtes Leben und erkennt den tiefen Sinn der Tradition, die unmeßbaren Werte des heimatlichen Verwurzelteins, der lebendigen Beziehung zur Natur und der Geborgenheit in Gemeinschaft, Sitte und Brauch.

#### IV.

Meine Damen und Herren!

So stellen sich bei Albert Bächtold Leben und Werk als eine wunderbare, unzertrennliche Einheit dar. Albert Bächtold hat – wie es in der Preisverleihungsurkunde heißt – in seinem Werk »die exemplarische Geschichte eines Menschen in unserer Zeit erzählt, der die Welt in ihrer Weite und das Leben in seinen Höhen und Tiefen durchmessen hat«.

Aber fehl ginge, wer da glaubte, es handle sich in diesem Werk einfach um einen vordergründigen, realistischen Lebensbeschrieb. Im Buche »D’Haametstimm« fragt einmal der Lehrer den in Kirchdorf zu Besuch weilenden, arrivierten Mundartschriftsteller Peter Rebmann: »Und isch es so gsii, we du schriibsch? Bi diir chunnt me nie rächt druus, es antmool stimmts – und nopmänt stimmts wider nid.« De Rübme lachtet: »S isch breziis gsii, wen ich schriibe. No ganz anderscht –.«

Und eben hier setzt, was das Stoffliche angeht, Albert Bächtolds dichterische Leistung ein. Wenn der kleine Hannili-Peter nachts aus seinen Träumen aufschreckt und gepeinigt wird von Angst vor den »Mauen«, den Nachtgespenstern, und wenn diese Nachtgespenster in seiner Phantasie genau so aussehen wie die Zigeuner auf den Bildern, welche bei der Bäsi im Estrich oben stehen, und wenn der Hannili-Peter eines Tages das Küchenmesser nimmt, auf den Estrich schleicht und die Zigeunerbilder der Bäsi zersticht und zerschneidet, um von der Angst vor den »Mauen« befreit zu werden – so ist das ein wahres Stück eigenerlebter Kindernöte.

Wenn er aber im Buche »D’Haametstimm« eine so prachtvolle Frauenfigur erschafft wie die Kirchdorfer Bäsi, eine Frau von kräftiger, erdhafter Vitalität, von großer, schlichter Weisheit, von uner-

schütterlicher Treue, rundum strahlend von Liebe, Güte und echter Frömmigkeit, eine Frau, aus der die ewige Stimme der Heimat spricht – so ist dies eine rein dichterische Erfindung, ohne Vorbild in der Wirklichkeit, ein wunderbares menschliches Wunsch- und Traumbild des Dichters.

Der in Einzelheiten nachweisbare Anteil von Dichtung und Wahrheit in Bächtolds Werken bleibt launig gehütetes Geheimnis des Dichters. Ein sinnloses und eitles Unterfangen wäre es, dieses Geheimnis lüften zu wollen. Wir wollen es achten und lieben. Denn ob Selbsterlebtes, ob Beobachtetes, ob Erlauschtes, ob der Phantasie Entsprungenes – alles mischt und bindet sich hier zu einem gleichnishaft gültigen Bild des Menschenlebens schlechthin. In der Sprache des Dichters wird alles eins, verwandelt sich das Episodische ins Symbolische, das Alltägliche ins Außerordentliche, das Vergängliche ins Bleibende.

## V.

Ich möchte hierfür ein Exempel beibringen und denke da an ein beispielhaftes Kapitel im »Hannili-Peter«:

Der kleine Peter darf zum erstenmal in seinem Leben mit dem Großvater auf eine Eisenbahnfahrt von Wilchingen (Chilchdorf, wie es in den Erzählungen Peter Rebmanns heißt) nach Schaffhausen. Zum erstenmal verläßt er das kleine Dorf und darf er in die große Stadt. Das wird für den kleinen Buben zu einem ungeheuren Erlebnis. Er kann den Tag kaum erwarten. Er schläft und ißt nicht mehr, und auch in der Schule hält er es nicht mehr aus. Die Stadt wird dem Dorfbüblein zur himmlischen Erwartung. In seiner erregten Phantasie vermischen sich märchenhafte und biblische Vorstellungen mit Schaffhausen:

»I der Stadt isch es am allerschönschnerschte«, schwärmt der Hannili-Peter, »tuusigmol schöner weder i der Schuel und i der Chilche. Si ischt uf em Bäärg Zioon obe. Und hät e Muur drom ome, so e hooche. Und d Wächter händ goldini Helm und füürige Schwärter. Und d Lüüt händ langi wiissi Mäntel aa und säged Friide säi mit diir. Und vom Himmel lueget s Gottesaug ufs abe.«

Der Wagnerrobertli lacht den Peter aus: »O wa saat au dä, da ischt

jo gaar nid wohr, d Stadt isch gar nid uf em Bäärg Zioon obe, und d Soldate händ au kani Helm und kani Schwärter, di händ en Tschaggo und e Gwehr, da waast me doch, wän üusen Vatter derbii ischt. Wän d Stadt uf em Bäärg obe wäär, cheent jo d Isebahn gaar nid uefahre, si cha blöös wos ebe ischt.«

Wol duu, d Isebahn cha uf de Bäärg ue, di ischt stercher weder e Ross, die cha alls was si no will. Und d Lüüt i der Stadt chöned eersch no flüüge.

Uiii dä lüügt! D Lüüt chöned gaar nid flüüge!

Wol da chöned si, de Grossvatter häts sälber gsäh.

Mit waa dän flüüged si?

Mit de Ohre. Die sind so groos we Chabisletter, si mönd bloos gwaggle mit, dän flüüged si grad.

Und we gross isch d Stadt sälber?

Grösser weder s Gmäindhuus und d Chilche und üüse ganz Doorff, sogaar weder de Himel und de Liebgott.

Sooo! Sooooo! Da saat me aber! Schwöschter Annaa – Schwöschter Annaa, de Peter hät de Liebgott usggägget, er hat gsaat, de Liebgott säi chlainer weder s Gmaindhus und d Chilche und de ganz Himel!

Wäisch denn du, wie d Stadt uusgset? frooget d Schwöschter de Peter.

Jo da waass i. I der Bible ischi abildet. Und s Gottesaug au. D Mue-ter hät mers zaaget. Und wa i der Bible stönd, da säi alls wohr, hät si gsaat.«

Die Spannung wächst von Tag zu Tag, und dann ist es soweit. Das große Abenteuer, die Fahrt mit der Eisenbahn in die Stadt, beginnt. Und alles und jedes wird dem Buben zum faszinierenden Erlebnis:

– der kohlschwarze Lokomotivführer, was für ein starker Mann, dem es gelingt, die Lokomotive immer schön im Geleise zu halten und der sie immer genau vor der Station zum Stillstand bringt –

– und dann diese beängstigende Geschwindigkeit, alles hagelt wie der Blitz an einem vorbei, man kommt kaum nach mit Schauen –

– der erste Blick auf den Rheinfall – »Lueg, däi ischt er!« – der Hannili-Peter schaut zum Himmel auf – »Näi, nid am Himel obe, dert onne! Häsch du pmaant, der Riifall chäm vom Himel obenabe? So hooch isch er dän gliich nid« –

– und dann passiert's: »Uf aamol wüürts fiischter und fangt aa tun-

dere, da me si aage Wort nümme verstoht. De Peter waasst augeblicklich, wa loos ischt: De Lokematiivfüerer hat nid ufpasset, hät au de Riifall aagluaget, und iez fahrt de Zug is fiischer Loch abe und läart us! Er loot en Chrääi ab und wott vom Fänschter ewäg zom Grossvatter dure, aber er findt en nümme i der Fiischerteri, nüüt chan er gsäh, nüüt ghööre weder de Zug, wo is Loch abepolderet. Weh tuet im zwoor no nüüt, und sind welewäg au no nid alli omchoo, er gspüürt amel, da näbed im au no naamert am Läbe ischt und en sogaar hebt:

Häscht Angscht überchoo? Mosch nid briegge, mer sind grad wider zom Loch uus!

Und kaum gsaat, wüürts wider haater, si fahred zom Loch uus und sind no alli doo, au de Grossvatter, und si lached bloos.«

– und dann die Ankunft in der Stadt: »Vom Bäarg Zioon, vo de lange wiisse Mäntle und vom Gottesaug isch zwoor neene nüüt z gsähd. Au kani Wächter mit goldige Helme und füürige Schwärter stönd ome. Und chunnt au neemert uf am zue und saat: Friide säi mit diir, alls rännt anenand dure, d Lüüt gänd am nid emol d Hand. De Peter hät da grad wele. Im eerschte, wo si begänet sind, hät er wele d Hand gee und grüezi säge, we mes gläärnet hat bi der Schwöschter Annaa. Aber de Großvatter hät en gnoo und gsaat, zo däm häi me i der Stadt nid derziit.«

– das ist zwar im ersten Augenblick eine Enttäuschung, aber sie wird bald wettgemacht durch viele Überraschungen, von denen sich der Hannili-Peter nichts hatte träumen lassen: »Er wett am liebschte stoobliibe und als aaluege: die schöne Hüüser mit Bildere drufgmoolet und villne Türmlene drufobe. Und d Läde mit guete Sache drin: Schuggelaade, Tiirggili, Zuckerstängel, Uhre vo lauter Silber und Gold, nagelneui Schue, Hüet und Kläider und alls zäme. Und iez eersch dä Brunne däi, nid no mit aanere, mit eme ganze Huuffe Röhre. Und de Brunnestock demitte im Wasser inne. Und Strüüs dromome. Und en Maa drufobe, mit eme Saabel a der Sitte!« Unser Hannili-Peter kommt den ganzen Tag aus dem Staunen nicht mehr heraus.

In der Erzählung Albert Bächtolds wird Hannili-Peters Fahrt nach Schaffhausen zum Gleichnis aller Reisen, zur Reise aller Reisen. Sie umfängt alles, was jede Reise immer wieder zum Abenteuer macht: Erwartung, Spannung, Enttäuschung und Überraschung. Die Reise

ins Weltall kann für den Astronauten nicht erwartungsvoller und spannender, nicht enttäuschungsreicher und überraschender sein als des Hannili-Peter Reisen in die Stadt.

In Hannili-Peters Schaffhausen-Fahrt haben wir das unveränderliche Urerlebnis alles Reisens vor uns. Dieses Urerlebnis ist im Grunde immer das gleiche, ob Peter Rebmann später nach Rußland fahre oder nach Amerika.

Dies meinte ich, als ich sagte: In der Sprache des Dichters verwandle sich das Episodische ins Symbolische, das Alltägliche ins Außerordentliche, das Vergängliche ins Bleibende. Hierin erkennen wir den Dichter Albert Bächtold.

## VI.

Und daß sich diese dichterische Leistung in der Mundart vollzieht, macht sie uns doppelt bewundernswert. Was Albert Bächtold hier vollbracht hat, ist schlechthin großartig. Durch die Mundart seiner Klettgauer Heimat hat er die ganze Welt eingefangen: Die dörfliche Welt der Kindheit ist in dieser Sprache ebenso zuhause wie Rußland und Amerika. Er hat durch seine Erzählungen in Klettgauer Mundart bewiesen, daß der Dialekt nicht jene etwas kitschige, heimatselige Dörflisprache zu sein braucht, als welche er so oft – und gelegentlich auch zu Recht – verachtet wird. Das sind keine idyllisch gefärbten Heimatgeschichten, strotzend von falscher Schollenromantik. Er hat durch sein Werk die Mundart seiner Heimat kunstfähig und weltläufig gemacht. Indem er den Dialekt auf die Höhen der Kunst führte, hat er nicht nur für die Sprache seiner Heimat große Ehre erworben, er hat darüber hinaus die ganze Mundartdichtung und die Dichtung alemannischer Sprache insbesondere geadelt. Insofern ist er einer der würdigsten Nachfahren des großen Johann Peter Hebel.

Dichten in Mundart – das hat seine Tücken! Die Schwierigkeiten und Gefahren sind größer, als man meint. In der Mundart liegen für den Dichter althergebrachte Wörter und Ausdrücke, vorgeformte Redewendungen, klischeehafte Vergleiche, genormte Bilder und sprichwörtliche Redensarten haufenweise bereit.

»Eim s Möösch putze« heißt, jemanden deutlich die Meinung

sagen. »Alls wa Füdle und Baa hät« meint: die ganze Bevölkerung, »s Heu nid uf der gliiche Bühni haa«: nicht gleicher Meinung sein.

Die Mundart ist überaus reich an solch stereotypen Redebildern, und viele glauben, gerade dies sei die charakteristische Schönheit der Mundart, gerade dies mache ihre besondere Anschaulichkeit und Farbigkeit aus, hierin liege der Reiz der Mundart verborgen. Das Gegenteil ist der Fall. Der Mundartschriftsteller, der nur oder zu ausgiebig von diesen vorgeformten Baustücken Gebrauch macht, endet schließlich in einer schalen, gemeinplätzigten Sprache. Mögen diese Wörter und Redewendungen noch so träf sein – sie führen bestenfalls zu einer musealen Mundartpflege. Dann wird Mundartdichtung zur Mundartausstellung. Wo man das Prunken und Prahlen mit diesen bodenständig und volksgemütlich aufgeputzten Sprachformeln spürt, wo man in jedem Satz merkt, daß der Schriftsteller sagen möchte: Schau nur, wie gut ich die Mundart rede – da ist in Mundart schlecht gedichtet. Es wird in diesem Sinne ebenso viel schlechte Mundart geschrieben wie schlechtes Hochdeutsch. Mundart ist nicht einfach gut, weil es Mundart ist und nach Mundart riecht.

Und das eben ist es, was das Werk Albert Bächtolds auszeichnet: Bächtold will in seiner Mundart nicht folkloristische Heimatseligkeit demonstrieren. Er ist kein Archivar, der nur Althergebrachtes und von Jahrhunderten Vorgeformtes konservieren will. Er schreibt eine lebendige Mundart, die nicht immer krampfhaft nach beliebten Bildern und Vorbildern sucht. Er reitet keine Sprichwörter, Redensarten, Bilder und Metaphern zu Tode. Er schreibt eine lebensechte, vollkommen natürliche Mundart – die er allerdings äußerst kunstvoll handhabt.

Professor Bruno Boesch von der Universität Freiburg im Breisgau war sich ohne Zweifel bewußt, welch großes Wort er aussprach, als er von Bächtolds Mundart sagte: »In ihrer Natürlichkeit ist sie selbst einem Simon Gfeller überlegen, in ihrer Weite Rudolf von Tavel.«

Diese Sprache hat nichts mit muffigem Heimatschutz zu tun; diese Sprache ist so frisch, natürlich und lebendig, daß es Bächtold gelingt, damit nicht nur die bäuerliche Welt einzufangen; das Ganze einer Welt nimmt er in seine Mundart hinein, seiner Welt, wo immer er sich befindet. Im »Tischtelfink« und im »Hannili-Peter« ist es die Sprache

seiner Jugendheimat; in Rußland ist es die Sprache des Rußlandschweizers, in Amerika die Sprache des Amerikaschweizers, der sich bemüht, mit der Mundart auch ganz andern Sachverhalten gerecht zu werden, denen man mit der Schriftsprache vielleicht sogar leichter Herr würde. Bächtold kann alles wiedergeben in seiner Sprache, selbst das Kauderwelsch aus Hochdeutsch, Dialekt und Amerikanisch, mit dem ihn die Tante in New York empfängt:

»Warum hasch das nicht gleich gesagt, du große Löhli«, ruft die Tante aus, wie sie den Hannili-Peter erkennt, den Sohn ihrer Schwester, »äm go därewäg verschrecke! Häsch Zmittag ghaa? Willscht e paar gfreiti Eier? Und peaches, gleichsch peaches? Ich hab e cän i der aissbax. Sägs no, kannscht haa, was d willscht. Mai Gaad, bisch du grooß geworde!«

Man braucht ein Wörterbuch, um das zu übersetzen. Und in den Bächtold-Büchern gibts denn auch immer im Anhang erklärende Anmerkungen und alphabetische Wörterverzeichnisse.

»Gfreiti Eier« sind »fried eggs«, Spiegeleier.

»Gleichsch peaches« kommt von to like: Hast du Pfirsiche gern?

»Ich hab e cän (= eine Büchse) i der aissbax (= im Kühlschrank).«

»Mai Gaad« – Mein Gott!

Welt und Menschen des zaristischen Rußland, die Schrecken der bolschewistischen Revolution, das prächtige russische Volk und die Schönheit der russischen Landschaft zwischen Petersburg und Krim – für alles hat die Mundart Albert Bächtolds auf eine ganz selbstverständliche Weise Raum, und niemand denkt mehr an volkstümelnden Heimatstil und bäuerliche Biederkeit, wenn er die Auseinandersetzung Peter Rebmanns mit seinem kommunistischen Freund Michail Iljitsch liest:

»Ihr mönd reveluzze«, sagt Peter Rebmann, »da liit eu im Bluet. Aber Tikdatuur isch doch ka Fräihäit, da isch doch s Kunträäri. Und d Gwalt – no nie hät öppis ghabe, wo uf Gwalt ufpaue gsi ischt, no nie! Alls, wa gsund ischt und guet, mo sich chöne fräi äntwickle; und wäns wirklich gsund ischt und notwändig, setzts sichs au dure, gäge alli Widerständ, sogaar gege d Gwalt, es setzt sich dure! Aber mi cha d Lüüt nid derzue zwinge, mi chas no derzue erzie. Und es isch au nid d Ufgoob vom Staat, es isch d Ufgoob vo der Famili und vo der Schuel. Und

vom Läbe! Ihr lueged eu für großi Profeete aa; aber gege dä, wo d Nööschteliebi als Grundlaag vo der mäntschliche Gsellschaft prediget hät, gege dä sind ihr Weggliebuebe!«

Michail Jljitsch antwortet ihm scharf: »Predigen! Jetzt fertig mit predigen! Wir nicht sagen zu raaiche Maan, du gehen, verkaaufen aales und geben Arme – und nicht geht! Wir sagen: Chat laange genug gesaugt Blut von arme Volk, k tschortu ss nim!« (Zum Teufel mit ihm!?)

Hart auf hart geht die Auseinandersetzung hin und her. Peter Rebmann beschließt sie mit den Worten:

»Ich bi mir ganze Herkunft und mim ganze Wäse noo nid iiverstande mit däm, wan ihr wönd. Ihr wönd d Gwalt a d Stell vo der Nööschteliebi und Versöhning setze. Mit Gwalt wönd ihr us allne Lüüte Soldaate mache, aa großi preußischi Armee, wo alls im gliichne Takt mo trample, alls de gliich Glaube und di gliich Maining haa – also eui –, öb si am passi oder nid, alls es gliich tänke und säge. Sogaar im gliichne Tämpoo schnuufe mööst me. Da ischt oder wäär eue Sischteem: aa groß Zuchthuus di ganz Wält. Und wär nid pariert, mit dam wüürt abgfahre, häsch es jo scho gnuemol gsaat. Näi, Fründ, i son ere Wält wett ich nid läbe; die ischt rächt für sonig, wo nüüd Bessers känded, weder de Rüssel in Staatstrog ie z trucket. Näi tanke!«

## VII.

Es ist eine alte und beliebte Streitfrage, meine Damen und Herren, ob die Mundart überhaupt für eine ernstzunehmende Erzählkunst geeignet sei, ob sie nicht gegenüber der Schriftsprache beschränkt bleibe aufherzige gemütvolle Geschichtlein oder derbe Possen und Schwänke. Wenn von Mundartliteratur die Rede ist, runzeln die Literaten die Stirne, sprechen von einem schwierigen, kaum lösbaren Problem und von einem Abgrund, der sich auftue zwischen Schriftsprache und Mundart. Die einen vertreten die Ansicht, Mundart könne bestenfalls die vulgäre Alltagssprache sein, ausschließlich die Sprache des Gesprächs und eigne sich nicht zur schriftlichen Fixierung. Echte, hohe Dichtung sei allein in der Schriftsprache möglich. Viele sehen in der Mundart nur ein Relikt aus der Vergangenheit, zum raschen und völ-

ligen Aussterben verurteilt. Mundarten seien nur Kuriosa in einer aufgeklärten Zeit. Mundart sei an die gesellschaftlich niederen Schichten gebunden, sie werde nur noch von Heimatkundlern gepflegt und von weltfernen Sprachgelehrten registriert und wissenschaftlich seziert. Sie taue höchstens noch dazu, von Variétéclowns zu komischen Effekten ausgemünzt zu werden. Und manch einer meint, er tue der Mundart alle Ehre an, wenn er sie wenigstens noch gelten lasse als Jungbrunnen der Hochsprache. Einen Wert an sich würde aber auch er ihr nicht beimessen.

Es ist merkwürdig, wie all diese Fragen völlig unerheblich werden, wenn man vor dem Werke Albert Bächtolds steht. Sie interessieren einfach nicht mehr. Ich meine, durch das Werk Albert Bächtolds sei ein für allemal die Frage entschieden, ob große dichterische Erzählkunst in Mundart möglich sei. Sie ist es – wenn sie in die Hand eines wahrhaft dichterisch begabten Menschen gerät. Für ihn wird sie zu einem unglaublich geschmeidigen und reichen Instrument, auf dem alle Spielarten dichterischer Aussage möglich werden.

Bächtolds Bedeutung als Mundartschriftsteller ist den Kennern längst kein Geheimnis mehr. Im Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte nennt ihn Paul Zinsli »einen hervorragenden Vertreter erzählender Prosa schlechthin«. Und »schlechthin« meint hier, daß es Bächtolds Mundartwerk selbst mit den besten erzählerischen Schriftsprachewerken aufnehmen kann.

Dankbar und mit freudiger Zustimmung wiederholen wir, was Professor Bruno Boesch vor zwei Jahren geschrieben hat, als Albert Bächtold in Hausen der Johann-Peter-Hebel-Preis verliehen wurde: »Ich muß bekennen, daß ich auch unter den Schriftdeutsch schreibenden Schweizer Autoren der Gegenwart kein derart ursprüngliches, episches Talent kenne, und es ist an der Zeit, daß ein weiteres, gebildetes Publikum, das der Mundartdichtung mit Reserve zu begegnen pflegt, von diesem Werk Kenntnis nimmt; denn das Dichterische wächst da, wo es will.«

Meine Damen und Herren!

Wenn solche Preisverleihungen, wie wir heute eine vorgenommen haben, ein Versäumnis der Literaturkritik nachzuholen oder gutzumachen vermögen, dann erfüllen sie wohl eine ihrer schönsten Aufgaben. Wir ehren heute einen Dichter, der unter größten persönlichen Opfern den ihm vorgezeichneten Weg gegangen ist. Es ist der bewundernswerte Weg eines Dichters, der nie den billigen Erfolg gesucht hat, der kompromißlos sich selber treu geblieben ist.

Lieber Albert Bächtold!

Im »Pjotr Ivanowitsch« erinnern Sie sich einmal Ihres Schaffhauser Literaturprofessors, der zu Ihnen bei der Ablieferung eines Aufsatzes sagte: »Rebmann, du bist der unberechenbarste Mensch, der mir je unter die Augen gekommen ist; aus dir wird was ganz Gutes – oder gar nichts!«

Was damals offenbar noch unsicher war, hat sich heute zur Gewißheit verdichtet. Ihr Lehrer hätte wohl seine rechte Freude dran, wenn er sähe, »was ganz Gutes« aus Ihnen geworden ist: ein Mundart-schriftsteller, wie wir keinen zweiten kennen im ganzen Schweizerland und darüber hinaus im ganzen alemannischen Sprachraum unseres Bodensees. Dies haben Sie nun verbrieft und besiegelt in der Preisverleihungsurkunde, wo es heißt: »Die Mundartwerke Albert Bächtolds stellen ein Epos von wunderbarer menschlicher und dichterischer Größe dar, das durch seine unvergleichliche Eigenart wie ein erratic Block aus der Kulturlandschaft unseres Bodenseeraumes herausragt«.

Wir alle – die Stadt Überlingen und ihre Behörden, das Preisgericht, Ihre Freunde und das ganze hier anwesende Publikum – wir alle freuen uns, daß wir mit Ihnen diesen Tag und diese Stunde erleben durften. Schenke Ihnen diese kleine Feier Mut und Kraft zu weiterm unentwegtem Schaffen!

**1966** Albert Bächtold, Zürich, für sein erzählerisches Gesamtwerk

\* 1891 in Wilchingen/Schaffhausen,  
Sohn des Dorfschullehrers, Lehrer in Merishausen/Schaffhausen,  
1913 Hauslehrer in Kiew, dann in Russland, zwei Semester  
Ökonomiestudium in Zürich, Geschäftsmann in den USA, 1930  
verarmt, von da an Publikationen in Klettgauer Mundart und in  
Hochdeutsch,

† 1981 in Grüningen/Zürich

»De Tischtelfink: e Bilderbuech us em Chläggi« (1939), »Der  
Hannili-Peter« (1940), »De goldig Schmid« (1942), »Wält uхни  
Liecht« (1944), »De Student Räbme« (1947) in der Büchergilde  
Gutenberg, Zürich

»Piotr Ivanowitsch« (in zwei Bänden 1950), »De Silberstaab«  
(1953), »De ander Wäg« (1957), »D'Haametstimm« (1962) in  
Schaffhauser Verlagen

Preisverleihung 5. Juni 1966, Laudatio Eduard Stäuble